

Doktoratsstufe erfindet sich neu

Eine ehrgeizige Idee eröffnet der Nachwuchsförderung an der UZH neue Perspektiven: Ein Graduate Campus soll Anreize für unkonventionelles Denken und Forschen setzen.

David Werner

Martina van de Sand, Leiterin der Dahlem Research School (DRS), ist mehr als zufrieden. Die DRS ist ein gesamtuniversitäres Zentrum für Nachwuchsförderung an der Berliner Freien Universität. Die Institution hat sich in den vier Jahren ihres Bestehens einen guten Ruf erworben. «Wir haben bei der Qualitätsentwicklung des Promotionsstudiums viel in Bewegung gebracht, und der Zuspruch der Doktorierenden und Dozierenden ist gross», sagt van de Sand.

Jenseits des Mainstreams

Der Weiterentwicklung der Doktoratsstufe steht vielerorts in Europa ganz oben auf der Agenda, was mit der fortschreitenden Ausdifferenzierung der europäischen Hochschullandschaft zu tun hat. Forschungsstarke Universitäten schaffen neue Einrichtungen zur Qualifikation des wissenschaftlichen Nachwuchses, um sich im internationalen Wettbewerb um Talente zu profilieren.

Daran arbeitet auch die UZH. «Wir verstehen das Doktorat nicht als Studien-, sondern als Forschungsstufe», sagt Prorektor Offried Jarren. «Die Herausforderung ist, Voraussetzungen für gute Forschung, auch für innovative Forschung jenseits des Mainstreams zu schaffen.» Das bedeute, Talente zu fördern, Anreize für unkonventionelles Denken zu setzen, Originalität rechtzeitig zu erkennen. Dazu wiederum sei ein Umfeld nötig, das weite intellektuelle Horizonte und Kontaktmöglichkeiten jenseits etablierter Strukturen biete.

Im Prinzip, meint Prorektor Jarren, existiere ein solches Umfeld schon: «Die UZH verfügt als grosse Volluniversität über eine faszinierende Fächer- und Methodenvielfalt und ein riesiges Wissenspotenzial; wir

sollten aber dieses Potenzial noch besser nutzen.»

Ein Forum, keine Superstruktur

Im Zuge der Doktoratsreform in den letzten Jahren sind an der UZH viele strukturierte Doktoratsprogramme entstanden (siehe dazu unijournal 6/09). Nun gilt es, das Zusammenspiel dieser Programme zu verbessern. Plattform dafür soll ein gesamtuniversitärer Graduate Campus werden, an dem sich alle Doktorierenden beteiligen können – unabhängig davon, ob sie ihr Doktorat im Rahmen eines strukturierteren Programms oder einer traditionellen Individualpromotion erwerben. Nicht als «Superstruktur» ist dieser Graduate Campus gedacht, sondern als Forum, das vom Engagement und den Ideen der Doktorierenden, der Programmverantwortlichen und der Betreuungspersonen lebt.

Vier Hauptfunktionen

Der Graduate Campus soll mehrere Aufgaben gleichzeitig erfüllen: Er setzt über kompetitiv ausgeschriebene Mittel für selbstorganisierte Projekte und Aktivitäten (wie Tagungen mit internationalen Gästen) Anreize zur Eigeninitiative – und wird so zum Brennpunkt für wissenschaftliche Debatten, die auf die ganze Universität ausstrahlen können. Er fördert ausserdem die Reflexion über Ziele, Standards und bewährte Praxis bei der Betreuung und Programmgestaltung – und wird so zu einem Ort des institutionellen Lernens, wo sich die Doktoratsstufe selbst weiterentwickeln und neu erfinden kann.

Der Graduate Campus ist also erstens ein Förder- und Vernetzungsprogramm für hervorragende Doktorierende und stimuliert zweitens die kooperative Qualitäts-

entwicklung. Drittens verhilft er der Doktoratsstufe zu mehr Sichtbarkeit. Das wird immer wichtiger, wenn die UZH Talente gewinnen will. Viertens fungiert er als Servicezentrum: Doktorierende, Betreuer und Programmverantwortliche beziehen hier Supportleistungen aus einer Hand.

Internationale Erfahrungen einbeziehen

Vergleichbare gesamtuniversitäre Einrichtungen auf Doktoratsstufe werden seit einigen Jahren an immer mehr europäischen Forschungsuniversitäten gegründet, so etwa die UCL Graduate School am University College London, die Graduiertenakademie der Universität Heidelberg, das Graduate Center der LMU München oder eben die oben erwähnte Dahlem Research School. Erfahrungen, die an diesen Institutionen gemacht wurden, flossen in die Zürcher Projektskizze zum Graduate Campus ein. Das Konzept wurde im vergangenen Juni im Rahmen eines von der Stiftung Mercator Schweiz organisierten internationalen Expertenkolloquiums diskutiert und beraten. Momentan befindet sich der Graduate Campus im Übergang von der Vorprojekt- zur Projektphase: Der universitätsinterne Planungsprozess wird finalisiert, und die Erweiterte Universitätsleitung (EUL) wird über das Projekt entscheiden. Das Thema steht auch für die Aussprache mit dem Universitätsrat an, denn der Campus ist Teil der Strategie zur Verbesserung der Nachwuchsförderung an der UZH. Zudem wird ein Projektantrag zuhanden der Stiftung Mercator Schweiz vorbereitet. Diese Stiftung fördert seit längerem mit namhaften Beiträgen die Nachwuchskräfte an der UZH.

Die Graduate School ist auch Thema der Debatte auf den Seiten 10 und 11 in diesem Heft.

APPLAUS

Cezmi A. Akdis, Ausserordentlicher Professor für experimentelle Allergologie, ist zum Präsidenten der Europäischen Akademie für Allergie und Klinische Immunologie (EAACI) gewählt worden.

Burkhard Becher, Assistenzprofessor für Neuroimmunologie, erhält gemeinsam mit Christian Lüscher von der Universität Genf den Cloëtta-Preis 2010.

Peter Boesiger, Direktor des Instituts für Biomedizinische Technik (UZH/ETH), ist anlässlich der Jahrestagung zum Fellow der International Society for Magnetic Resonance in Medicine (ISMRM) ernannt worden.

Laura Bonapace, Doktorandin an der onkologischen Abteilung des Kinderspitals, sowie **Beat Bornhauser** und **Jean-Pierre Bourquin**, Lehrbeauftragte der medizinischen Fakultät, sind mit dem Kind-Philipp-Preis für pädiatrisch-onkologische Forschung der deutschen Gesellschaft für pädiatrische Hämatologie und Onkologie ausgezeichnet worden.

Das eLML-Projekt (eLesson Markup Language), ein Open Source Tool der UZH (MELS) für eLearning-Inhalte, gewann eine Silbermedaille an der IMS Learning Impact Konferenz in Long Beach, Kalifornien.

Bruno S. Frey, Emeritierter Professor für Wirtschaftswissenschaft, erhielt von der Universität Paul Cézanne in Aix-Marseille das Ehrendoktorat und wurde von der Association for Cultural Economics International zum Distinguished Fellow ernannt.

Heinz Gutscher, Ordentlicher Professor für Sozialpsychologie am Psychologischen Institut, wurde von der Delegiertenversammlung zum Präsidenten der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften gewählt.

Eduard Klopfenstein, Emeritierter Professor für Japanologie, hat den Orden «Order of the Rising Sun, Gold Rays with Neck Ribbon» erhalten.

Markus A. Landolt, Privatdozent für klinische Psychologie, wurde aufgrund seiner wissenschaftlichen Verdienste im Bereich der Pädiatrischen Psychologie zum Fellow der American Psychological Association (APA) ernannt.

Isabelle Mansuy, Ausserordentliche Professorin für molekulare und kognitive Neurowissenschaften, wurde an der 146. Senatsitzung zum Einzelmitglied der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften berufen.

Patrick Roth, Assistenzarzt an der Neurologischen Klinik des Universitätsspitals Zürich, ist mit dem ersten Württembergischen Krebspreis, dem Preis der Drs Carl Maximilian und Carl Manfred Bayer-Stiftung, ausgezeichnet worden.

Ludwig Schmuggé, Ordentlicher Professor für mittelalterliche Geschichte am Historischen Seminar, ist von der Humanistischen Fakultät der Universität Tampere mit dem Titel eines Dr. phil Honoris causa ausgezeichnet worden.

Stefan Seeger, Ordentlicher Professor für physikalische Chemie, entwickelte eine superwasserabweisende Textiloberfläche. Sie wurde an der Weltausstellung 2010 in Shanghai ausgestellt und zu einer der 30 zukunftsweisendsten Erfindungen erkoren.

François Stoll, Emeritierter Professor für angewandte Psychologie, wurde von der Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen zum Ehrenmitglied gewählt.

Rolf A. Streuli, Titularprofessor für Innere Medizin, wurde vom American College of Physicians in Toronto als erster Schweizer zum Master ernannt.

Brigitte Tag, Ordentliche Professorin für Strafrecht, Strafprozessrecht und Medizinrecht, wurde zum Einzelmitglied der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften berufen.

Jean Zumstein, Emeritierter Professor für Geschichte, Theologie und Exegese der urchristlichen Literatur, erhielt von der Faculté libre de Théologie Protestante de Paris die Ehrendoktorwürde.

Bilder schiessen

Die Zimmer- und Wohnungsvermittlung der UZH und ETH schreibt einen Fotowettbewerb aus. Gefragt sind Bilder, wie Studierende wohnen und leben. Informationen: www.wohnen.ethz.ch/photocontest

Forschung offenlegen

Die UZH ist zusammen mit der Harvard University und der Chinese Academy of Science zum Open Access Institute of the Year gewählt worden. Sie wird besonders gewürdigt für ihre Open-Access-Strategie und die frei zugängliche Publikations-Datenbank ZORA (Zurich Open Repository and Archive). Der Preis wird vom Open-Access-Verleger BioMed Central verliehen.

Jobs finden

Die elektronische Jobplattform der Zentralstelle Studentenschaft der UZH ist verbessert worden. Die Jobsuche kann neu detailliert erfolgen, die Studierenden können ein Dossier anlegen oder einen Newsletter abonnieren. Informationen: www.arbeitsvermittlung.uzh.ch

Olympiade der Hirnakrobaten



Dame am Zug: Gegen hundert Studierende traten in Zürich im Schach gegeneinander an.

Wie an einer Olympiade hielten sie Einzug, die Schach-Delegationen aus 25 verschiedenen Nationen, die jeweilige Landesfahne vorweg. Auch eine siebenköpfige Schweizer Delegation war dabei an der World University Chess Championship 2010, die im

September an UZH und ETH über die Bühne ging. Die Eröffnung wurde gebührend gefeiert. Sieben Tage rauchten die Köpfe, dann standen die Sieger des Turniers fest: der Chinese Wang Yue und die Mongolin Batkhuyag Munguntuul.

«Pflegen wir unser Unruhepotenzial!»

Wie organisiert man Wissenschaft, ohne sie zu verplanen? Wie etabliert man Strukturen, die nicht erdrückend wirken, sondern Möglichkeitsräume öffnen? Wie schafft man attraktive Bedingungen für innovative Köpfe? Wie kann es einer Universität gelingen, von innen heraus kreative Unruhe zu erzeugen? Und welche Rolle spielt dabei die Interdisziplinarität?

Fragen wie diese wirft die Weiterentwicklung der Doktoratsstufe an der UZH auf. Geplant ist ein gesamtuniversitärer Graduate Campus: Eine partizipative Plattform der Vernetzung und des Austauschs über Fächer- und Fakultätsgrenzen hinweg, ein Forum für die Doktoratsprogramme der verschiedenen Fakultäten (siehe dazu auch den Artikel auf Seite 9).

Was können Professorinnen und Professoren mit der Idee eines solchen Graduate Campus an der Universität Zürich anfangen? Welche Vorstellungen, Wünsche oder auch Befürchtungen verbinden sie damit?

Es diskutieren Otfried Jarren, Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften, Brigitte Tag, Professorin für Strafrecht, Strafprozessrecht und Medizinrecht, Michael Hengartner, Professor für Molekularbiologie und Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät (MNF) sowie Konrad Schmid, Professor für Alttestamentliche Wissenschaft und Frühjüdische Religionsgeschichte.



«Die Universität hat sich immer durch interne Reibungsprozesse weiterentwickelt.» Otfried Jarren. Rechts Brigitte Tag.

Moderation: David Werner

Herr Jarren, Sie haben die Idee lanciert, auf der Doktoratsstufe einen Graduate Campus einzurichten. Warum?

Otfried Jarren: Da gibt es eine ganze Reihe von Gründen. Lassen Sie mich so beginnen: Ich mache als Prorektor die Erfahrung, dass die verschiedenen Teile der Universität ziemlich ungebremst auseinanderdriften. Nichts gegen wissenschaftliche Spezialisierung, ohne sie geht es gar nicht. Aber der anhaltende Trend zur Verästelung in den Wissenschaften braucht ein Korrektiv. Wir brauchen Orte, wo die verschiedenen Disziplinen sich begegnen können. Einerseits, damit wir das Ganze im Blick behalten sowie in der Forschung innovativ und offen bleiben, andererseits aber auch, damit wir als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Geschicke der gesamten Universität selbst bestimmen können. Dazu brauchen wir Orte; wir benötigen Räume und Gelegenheiten für die wissenschaftliche Selbstverständigung. Orte, wo die verschiedenen Fachbereiche voneinander lernen, auch in institutioneller, organisatorischer Hinsicht, bezogen auf die Nachwuchsförderung. Orte, wo eine Kultur des Miteinanders verschiedener Disziplinen aktiv und bewusst gelebt wird. Ich finde es sehr wichtig, einen solchen Ort auf Doktoratsstufe einzurichten. Im Moment sind im Zuge der Reform der Doktoratsstufe viele strukturierte Doktoratsprogramme im Aufbau. Der Prozess läuft sehr dezentral, das ist auch gut so. Wir sollten aber vermeiden, dass Parallelstrukturen entstehen, und dafür sorgen, dass die Institute und Fakultäten untereinander im Gespräch bleiben und voneinander lernen. Und wir müssen alles tun, damit dieser Teil der Nachwuchsförderung auch qualitativ gelingt.

Frau Tag, Sie haben an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät das strukturierte Doktoratsprogramm Biomedical Ethics and Law gegründet, das sich in kurzer Zeit gut etabliert hat. Konnten Sie dabei von Erfahrungen beim Aufbau anderer Programme an der UZH profitieren?

Brigitte Tag: Zunächst nicht, wir haben die Aufbauarbeit allein geleistet. Wir wären dankbar gewesen, wenn es eine Kompetenzstelle gegeben hätte, die uns mit Know-how unterstützt hätte, das hätte vieles erleichtert. In einer späteren Entwicklungsphase jedoch konnten wir viel von den Erfahrungen der Life Science Zurich Graduate School profitieren, etwa was Finanzierung, Marketing und die Vermittlung überfachlicher Kompetenzen anbelangt. Die Naturwissenschaften haben ja einen grossen Erfahrungsvorsprung bei strukturierten Doktoratsprogrammen.

Herr Hengartner, die von Ihnen mitbegründete Life Science Zurich Graduate School gilt als Vorzeigeeinstellung. Ist die MNF bei der Doktoratsreform bereits am Ziel angelangt?

Michael Hengartner: Man ist nie am Ziel, aber wir haben schon viel erreicht. Die Life Science Zurich Graduate School versammelt mittlerweile dreizehn Doktoratsprogramme unter einem Dach, und die Erfahrung zeigt, dass es sich lohnt, verschiedene Programme aufeinander abzustimmen. Die Programmleiter treffen sich zweimal im Jahr, um Best Practices zu diskutieren, so bleiben die Strukturen sehr dynamisch. Übrigens bietet seit letztem Jahr die MNF nicht nur in den Life Sciences, sondern in jedem Fach strukturierte Doktoratsprogramme an.

Gab es nie Bedenken, dass Freiräume beschnitten würden?

Hengartner: Der Mehrwert war derart offensichtlich, dass man als Professor gewisse Einschränkungen gern in Kauf nahm. Überzeugungsarbeit zu leisten war nie nötig, die Graduate School entwickelte sich wie von selbst. Wir hatten 2003 ein PhD-Programm in Molecular Life Sciences gegründet, das sehr schnell wuchs. Es zog nicht nur sehr viele Doktorierende an, sondern auch unter den Professoren gab es immer mehr, die mitmachen wollten. Die optimale Grösse drohte so schon bald überschritten zu werden. Also gründeten wir Schwesterprogramme mit anderen Schwerpunkten, aber der gleichen Struktur.

In den Naturwissenschaften bewähren sich strukturierte Doktoratsprogramme. Und in der Theologie?

Konrad Schmid: Strukturierte Doktoratsprogramme werden zwar oft als Bereicherung, aber eigentlich als eine aufgedrängte Bereicherung empfunden. Im europäischen Universitätskontext ist zum einen nicht recht klar, was Doktorierenden inhaltlich noch beigebracht werden muss, bevor sie mit eigener Forschung beginnen dürfen, zum anderen hat die klassische Individualpromotion bislang gute Resultate gezeigt. Die Forschungsweise der Geisteswissenschaften unterscheidet sich von derjenigen der Natur- und den Sozialwissenschaften recht deutlich: Geisteswissenschaftliche Forschung lässt sich weniger gut im Rahmen klar de-

finierter Forschungsfelder in arbeitsteiliger Weise organisieren. Erwartet wird vielmehr, dass Doktorierende sich eigenständige Perspektiven, auch Gesamtperspektiven erschliessen. Strukturierte Programme haben aber auch bei uns Vorteile – etwa eine auf mehrere Personen verteilte Betreuung und die bessere soziale Einbindung der Doktorierenden. Doch es lassen sich auch Nachteile beobachten. Dissertationen aus deutschen Graduiertenschulen werden zwar schneller fertig als klassische Individualpromotionen, neigen aber mitunter zu Innovativitätsverlust, weil sie im Rahmen dieser Programme einem gewissen Mainstreaming ausgesetzt sind. Deshalb bin ich dafür, Individualpromotion und strukturierte Doktoratsprogramme nicht gegeneinander auszuspielen, sondern gleichberechtigt zu behandeln.



«Jede externe Planung bedeutet Einengung und Determinierung.» Konrad Schmid. Links Michael Hengartner.

zwei Fachkulturen zugleich anzueignen. Die zweite Strategie besteht darin, zwei Fächer zu einem neuen zu verschmelzen – zum Beispiel Biophysik oder Bioinformatik.

Schmid: Meiner Meinung nach muss man die Idee eines Graduate Campus gar nicht so sehr auf Interdisziplinarität im strengen Sinn ausrichten. Es wäre schon viel gewonnen, wenn dieser Campus Gelegenheiten dazu schaffen würde, dass Personen aus verschiedenen Fächern sich gegenseitig wahrnehmen und miteinander sprechen. Je mehr sich die Spezialisierung der Forschung ausprägt, desto notwendiger wird das Bewusstmachen der Eingebundenheit solcher Forschung in ihren akademischen Gesamtkontext. So gesehen leuchtet mir der Campus-Gedanke universitätsphilosophisch ein. Ein solcher Campus könnte die Reflexion darüber fördern, dass die Fakultäten, Fächer und Disziplinen der Universität jeweils bestimmte Aspekte der Wirklichkeit erforschen, diese aber auch in ihrer Gesamtheit im Blick behalten müssen. Wir sind ja nicht nur Mikrobiologen oder Theologen oder Rechtswissenschaftler, sondern immer gleichzeitig auch Angehörige der umfassenden Institution Universität.

Jarren: Damit ist ein Punkt angesprochen, der mich sehr beschäftigt: Wie aktiviert man das Selbstentwicklungspotenzial der Universität? Die Impulse für die Forschung kommen ja immer mehr von ausserhalb, von Stiftungen, vom Nationalfonds, beispielsweise durch entsprechende Programme. Das Geld in der Programmforschung wird vielfach für ähnliche Fragestellungen und nach ähnlichen Kriterien verteilt, mit dem Resultat, dass sich Themen und sogar die Forschungsdesigns überall angleichen. Schlimmstenfalls orientieren sich die Forschungsförderer wie die Universitäten immer mehr aneinander und wir gehen am Ende alle in dieselbe Richtung. Institutionelle Imitationen nehmen erkennbar zu. Dieser Gefahr sollten wir in der Universität bestimmt entgegenreten, indem wir die Initiative

Tag: Ganz meine Meinung. In den Rechtswissenschaften werden trotz zusätzlicher Angebote weiterhin die meisten Doktorierenden den klassischen Promotionsweg wählen. Wichtig finde ich daher, dass ein gesamtuniversitärer Graduate Campus auch Einzelpromovierenden offen steht und sich nicht darauf beschränkt, ein Dach für die verschiedenen strukturierten Doktoratsprogrammen zu bilden. Der Reiz eines Graduate Campus liegt für mich darin, dass er ein offenes Forum für Doktorierende und Experten darstellt. Ich glaube, dass unkonventionelle interdisziplinäre Ansätze am ehesten aus ungeplanten Begegnungen hervorgehen. Man könnte solche Projekte im Rahmen des Campus fördern, ohne dass man sie gleich mit viel bürokratischem Aufwand institutionalisieren müsste.

Schmid: Ein solches offenes Konzept fände ich auch angemessen. Ich will aber noch anmerken: Die Anforderungen an seriöses interdisziplinäres Arbeiten werden oft unterschätzt. Interdisziplinäres Arbeiten ist schwieriger als disziplinäres, es bedingt tadellose Beherrschung aller beteiligten Perspektiven. Das Lancieren von interdisziplinären Dokto-

ratsprogrammen benötigt deshalb sehr gute Vorarbeiten der Professoren, sonst führt man Doktorierende in den Dilettantismus.

Interdisziplinarität fördern, dabei aber Dilettantismus vermeiden: Wie geht das?

Hengartner: Man muss tatsächlich aufpassen, dass man sich bei interdisziplinären Ansätzen nicht in der Breite verliert, sondern am Anspruch festhält, Experten auszubilden. Bei den Life Sciences haben wir zwei bewährte Strategien, Spezialisierung und Interdisziplinarität zu verbinden: Erstens das «dual mentoring». Hier pendelt ein Doktorand zwischen zwei Forschungsgruppen hin und her, um sich

nicht aus der Hand geben, sondern gezielt Freiräume und Innovationszonen schaffen – in denen die Peers den Ton angeben und ihre Projekte vorschlagen, debattieren und realisieren können.

Schmid: Darum bin ich sehr skeptisch, wenn die Forschungsförderung an inhaltliche Programmziele geknüpft wird. Das käme einer Aussensteuerung der Forschung gleich. Die Forschungsziele müssen aus der Forschung selbst kommen. Jede externe Planung bedeutet Einengung und Determinierung wissenschaftlicher Möglichkeiten, wobei die grösste Gefahr für die Forschung gar nicht von aussen kommt, etwa aus der Politik oder Wirtschaft, sondern aus der Wissenschaft selbst: Es lässt sich beobachten, dass an Universitäten mehr und mehr dasjenige erforscht wird, wofür Mittel zur Verfügung stehen, statt dasjenige, was sich aus den fachlichen Interessen und Fragestellungen ergibt. In einem Graduate Campus wäre das kritisch zu reflektieren. Das Schaffen von Möglichkeiten zur freien Begegnung, Entwicklung und Vernetzung der Disziplinen wäre für mich im Gegensatz zu äusserlich gesetzten Programmzielen eine erwachsene, nicht infantile Art, den Universitäts-Gedanken mit Leben zu füllen.

Jarren: Man würde damit an eine bewährte universitäre Tradition anknüpfen: Die Universität in ihrer klassischen Form hat sich immer durch interne Reibungsprozesse weiterentwickelt. Je differenzierter und spezialisierter wir werden, desto wichtiger ist es, diese Reibungsfelder an den Schnittstellen der verschiedenen Disziplinen zu erhalten und zum Bestandteil der institutionellen Logik werden zu lassen – auch wenn das anstrengend ist. Wir müssen unser inneres Unruhepotenzial pflegen, weil nur daraus neue wissenschaftliche Perspektiven, Disziplinen und Fragestellungen entstehen. Und wir sollten dabei auf Doktoratsstufe ansetzen, weil Selbsterneuerung immer von unten, vor allem von den innovativen Nachwuchskräften her, getrieben sein wird. Sie lässt sich nicht von oben dekretieren. Eine geschickte Planung ermöglicht, dass bottom up Unplanbares gedeihen kann.

Forschungsfreiheit und Innovationsfähigkeit sollen auf Doktoratsstufe gefördert werden. Und ausserdem?

Hengartner: Ich möchte noch den Aspekt der sozialen Integration ins Spiel bringen, den ja das Wort «Campus» auch beinhaltet. Ich weiss, das Konzept eines Graduate Campus ist nicht wörtlich im räumlichen, sondern zunächst einmal im übertragenen Sinn gemeint. Aber es wäre eine grosse Bereicherung, vor allem auch für ausländische Doktorierende, wenn es an der UZH auch einen physischen, konkret zu verortenden Campus gäbe – mit Veranstaltungsräumen und Wohngelegenheiten, wo Menschen aus verschiedensten Ländern und verschiedensten Fächern sich kennen lernen könnten.

Schmid: Was die Verbesserung der Doktoratsstufe anbelangt, so sehe ich bei den Geistes- und Sozialwissenschaften und der Theologie den grössten Handlungsbedarf bei der Schaffung und Ausschreibung von Doktoratsstipendien, wie sie etwa die Naturwissenschaften kennen. Solange wir nur wenige direkt finanzierte Doktoratsstellen anbieten können, werden wir im internationalen Wettbewerb um die besten Studierenden mit den guten amerikanischen Universitäten nicht mithalten können.

Bisher obliegt den Fakultäten allein die Gestaltung der Doktoratsstufe. Wie muss man vorgehen, um das Projekt eines gesamtuniversitären Campus zum Erfolg zu führen?

Tag: Man muss die Fakultäten mit einbeziehen, ihr Vertrauen gewinnen und möglichst keine neuen Vorschriften machen. Die Beteiligten – Fakultäten, Programmleiter, Doktorierende – sollen selbst wählen können, wie stark sie sich für den Campus engagieren. Es muss klar sein, dass der Campus dazu dient, den Austausch anzuregen und nicht dazu, die verschiedenen Doktoratskulturen in ein Korsett zu zwängen.

Hengartner: Ich muss mich als Professor mit diesem Graduate Campus identifizieren können. Wenn Programmleiter und natürlich auch die Doktorierenden das Gefühl bekommen, dass ihnen der Campus etwas bringt, bin ich sehr zuversichtlich, dass er auch zu einem Erfolg wird.